



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wendland, Johannes: Die Stellung der neutralen Schweiz zu Deutschland
im Weltkriege

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Stellung der neutralen Schweiz zu Deutschland im Weltkriege

Von Professor Dr. Johannes Wendland



Im Jahr vor dem Ausbruch des Weltkrieges sprach Karl Lamprecht in seiner „Deutschen Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart“ Bd. II S. 405 die Hoffnung aus, „daß die Schweiz in den politischen Stürmen der Zukunft auf deutscher Seite zu finden sein wird“. Lamprecht hat damit nicht gemeint, daß die Schweiz in Konflikten dem Deutschen Reiche Waffenhilfe leisten solle, wie denn auch niemand in dem Weltkriege dies von der Schweiz verlangt hat. Aber allerdings auf eine freundliche Anteilnahme des Gemüts hatten wir gehofft. Es hätte uns wohlgetan, wenn wir auf Grund der Kulturgemeinschaft mit dem durch Sprachverwandtschaft, wirtschaftliche und freundschaftliche Bande verknüpften Volk eine unzweideutige Parteinahme für Deutschland erlebt hätten. Unser Kampf für die deutsche Kultur sollte alle, die der deutschen Geistesart, ihrer gründlichen Forschung, ihrer Gemütsstiefe, ihrem sachlichen Ernst, unserer Literatur und Dichtung etwas verdanken, zu entschiedener Parteinahme veranlassen. Wir hätten uns über eine öffentliche Meinung gefreut, die Deutschland als den Angegriffenen erkannte, die die Einkreisungspolitik Englands seit 1902 in ihrer den Frieden gefährdenden Bedeutung durchschaute, den französischen Revanchegedanken als Störer des Friedens ansah und die russische Ausdehnungspolitik auf dem Balkan als das letzte zum Krieg führende Moment hinstellte. Ebenso hätte uns eine unzweideutige Erklärung wohlgetan, daß die Verwendung farbiger Truppen im europäischen Kriege zur Übertretung der humanen Formen der Kriegführung führen müsse. Die Hineintragung des europäischen Krieges in das Gebiet wilder Völkerschaften in Afrika hätte ebenso scharfe Proteste erfordert wie die Beteiligung der belgischen Zivilbevölkerung am Kriege, der von England unternommene Versuch, ein ganzes Volk auszuhungern, die willkürliche Auslegung des Begriffs der bedingten Konterbande durch England, die Lahmlegung des neutralen Handels mit den Centralmächten, die barbarische Art der Kriegführung Rußlands, die Verwüstung Ostpreußens, Galiziens, Polens.

Es ist uns eine Enttäuschung gewesen, daß sich nicht einmal in der deutschen Schweiz eine einheitliche öffentliche Meinung über diese Dinge gebildet

hat. Auch bei strenger Einhaltung der politischen Neutralität wäre eine andere Stellungnahme möglich gewesen. Indessen wer die Schweiz nicht bloß auf gelegentlichen Ferienreisen besucht hat und nicht bloß die Schweizer Berge und die Schweizer Demokratie preist, sondern die Schweiz auf Grund langjährigen Aufenthalts in ihr kennt, konnte nicht verwundert sein, daß in ihr ein vielgemischter Chor von Stimmen aufgetreten ist. So sei es mir vergönnt, in ruhiger Darstellung der Tatsachen die Stimmungen, die zum Weltkriege hier laut geworden sind, zu schildern. Jan Gysen hat in den Grenzboten 1915 Heft 11 S. 321 ff über die „marmorharte Neutralität“ der Schweiz geklagt und in warmem Appell an die Schweizer ihre kritischen Einwendungen zu widerlegen gesucht. Er hat das Ohr der Schweizer nicht erreicht. Mir ist es mehr um eine objektive Schilderung der Stimmung, um ein Verständnis der eigenartigen Lage und Schwierigkeiten der Schweiz zu tun. Und wenn ich manche herbe Kritik Deutschlands bedauere, so ist doch auch Grund genug da, sich über andere Stimmen zu freuen. Trotz aller Kulturgemeinschaft erzeugt die politische Sonderexistenz der Schweiz mit Notwendigkeit einen besonderen politischen Willen, der seinen eigenen unabhängigen Weg geht und gehen muß. Damit müssen wir Deutsche uns abfinden. Die Kulturgemeinschaft mit Deutschland soll nach dem Willen der besten Schweizer nicht aufgehoben werden.

Bereits ein Jahr vor dem Weltkriege glaubte der Redakteur der „Basler Nachrichten“, Dr. Albert Deri, in den Süddeutschen Monatsheften, August 1913 zu dem angeführten Wort Lamprechts sich äußern zu sollen. „Zu Lamprechts schweizerischen Zukunftsträumen“ versicherte er, daß der Neutralitätswille der Schweizer eine „einheitliche und starke politische Überzeugung“ ist, wie ihn kaum ein Volk der Erde in eben solcher Einheitlichkeit und Entschiedenheit habe. Es ist mit Händen zu greifen, daß die Schweiz durch ein politisches Bündnis oder eine Parteinahme nichts gewinnen kann. Denn irgend eine Gebietserweiterung liegt gänzlich außerhalb ihrer politischen Ziele. In ihren größten Zeiten, im 14. und 15. Jahrhundert, konnte sie Weltpolitik im großen Stile treiben. Seit dem 16. Jahrhundert etwa ist ihr dies ganz unmöglich. Nachdem sie wider ihren Willen seit 1798 in die Napoleonischen Kriege verflochten wurde, ist die 1815 von ihr selbst erklärte ewige Neutralität der jedem Schweizer einleuchtende erste Grundsatz ihrer auswärtigen Politik. Jede Übertretung der Neutralität ließe sie Gefahr laufen, ihre Unabhängigkeit für alle Zeit zu verlieren. Jedes Bündnis mit irgend einer auswärtigen Macht ist für die Schweiz ausgeschlossen. Die Schweiz nimmt es mit den Pflichten ihrer Neutralität viel ernster als Belgien. Irgendwelche Abmachungen, die auch nur für die Eventualität kriegerischer Verwicklungen gelten sollen, sind für sie unmöglich. Das elementarste Gebot der Klugheit gebietet ihr diese Haltung. Daß der schweizerische Bundesrat die staatsrechtlich gebotene Neutralität in vollem Umfange gewahrt hat, ist daher begreiflich. Er hat jede öffentliche Propaganda für die eine oder die andere Partei verboten, die Zensur der Presse verhindert jede gehässige

Polemik oder Beschimpfung eines der kriegsführenden Staaten. Auch dies liegt natürlich im eigenen Interesse des Landes, denn eine offene Propaganda würde die Bevölkerung selbst zerklüften oder das Land in kriegerische Verwicklungen hineinziehen.

Von dieser offiziellen Neutralität ist die persönliche Stellungnahme scharf zu unterscheiden. Auch hier liegt es ähnlich wie im Jahre 1870. Damals ergriffen durchaus nicht alle Deutsch-Schweizer restlos für Deutschland Partei. Es waren in erster Linie die Gebildeten, besonders die Gelehrten, deren Sympathien auf Deutschlands Seite standen. Viele Kaufleute hatten Handelsbeziehungen nach Frankreich, und das hatte einen bedeutenden Einfluß auf die Stimmung. So kam es, daß die Parteinahme für und wider manchen Stammtisch zerstörte, ja zerklüftend bis in die Kreise der Familie wirkte. Damals stellten sich in Zürich Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller auf Deutschlands Seite. Meyer dichtete in jener Zeit „Huttens letzte Tage“ und bekannte sein deutsches Empfinden, als er schrieb: „Von einem innerlich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, tat ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlaß das französische Wesen ab und innerlich genötigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich Huttens letzte Tage“. Aber C. F. Meyer und G. Keller schwammen damals gegen den Strom in Zürich. Schon diese Erinnerungen hätten uns dazu führen sollen, nicht gar zu viel von der Stimmung in der Schweiz zu erhoffen.

Wir müssen uns klar machen, daß für jeden Staat die Sorge um das eigene Wohl und Wehe voransteht. So wenig einer rein egoistischen Politik damit das Wort geredet werden soll, steht doch für jeden Staatsbürger die Einheit in seinem eigenen Lande voran. Hier liegen nun eigenartige Schwierigkeiten für die Schweiz vor. Die Einheit des Landes ruht nicht auf der Sprachgemeinschaft, sondern auf der Geschichte, die die 22 Kantone zu einem Ganzen verschmolzen hat. 70 Prozent Deutschredende stehen 22 Prozent französisch Sprechenden, 7 Prozent italienischen Schweizern und 1 Prozent Rätomanen im Kanton Graubünden gegenüber. Ein eigentlicher Sprachenkampf wird nicht geführt. Vielmehr gilt es als Pflicht, daß der Deutschschweizer sich eine möglichst große Vollendung im Französischsprechen erwirbt. Der französische Schweizer empfindet dieselbe Pflicht, wenn er auch im Durchschnitt nicht dieselbe Fähigkeit sich aneignet, die deutsche Sprache zu beherrschen. Wo Deutsch- und Welsh-Schweizer sich unterhalten, wird daher das Französische vorherrschen. Der Schweizer pflegt es meist nicht zu verstehen, daß Deutschland nicht dieselbe Gleichgültigkeit in der Sprachenfrage walten läßt wie er. Er wundert sich, daß man im Elsaß, in Mülhausen und in Lothringen, in Metz nicht jeden reden läßt wie er will; er zuckt die Achseln über die Bemühungen des preussischen Staates in Posen, der deutschen Sprache zu ihrem Rechte zu verhelfen. Daß Deutschland auf einer einheitlichen Kultur und Sprache beruht, und daß die Versuche, eine fremde Sprache im Deutschen Reich zu stärken,

bewußt oder unbewußt mit reichsfeindlichen Tendenzen zusammenhängen, ist ihm schwer klar zu machen. In der Schweiz gibt es keinen Schweizer, der ernstlich etwa in den welschen Kantonen eine staatliche Angliederung an Frankreich oder im Tessin an Italien oder in Schaffhausen an Deutschland befürwortete. Er erkennt die eigenartig schwierige Lage Deutschlands oder löst sie sehr einfach mit der Forderung eines Plebiszits für die Bevölkerung in Elsaß-Lothringen, in den polnischen Gebieten und in Nord-Schleswig. Daß durch jede Volksabstimmung eine Vergewaltigung beträchtlicher Minoritäten hervorgerufen wird und die rechtlichen Schwierigkeiten unlösbar werden, wird gewöhnlich übersehen.

Eine eigentliche Gefahr, daß etwa die deutsche Sprache und Kultur in der Schweiz allmählich von der französischen aufgefogen werde, besteht nicht. Zwar dringt an der Sprachgrenze im Kanton Bern das Französische um ein wenig vor. Dies hängt mit der Ausbreitung der Uhrenindustrie zusammen, die welsch-schweizerische Arbeiter in deutsch-schweizerische Gegenden führt. Dafür weicht allmählich in Graubünden die zwischen dem Italienischen und Lateinischen stehende romanische Sprache zugunsten des Deutschen, da sie einen zu kleinen Sprachsplitter bildet und die romanisch Sprechenden daher auf eine zweite Sprache angewiesen sind, wenn sie im sozialen Leben vorwärts kommen wollen.

Schon 1913 versicherte Albert Deri in den Süddeutschen Monatsheften, August S. 587: „Wir deutsche Schweizer wollen unsern welschen Landsleuten durch Parteinahme für Deutschland nicht weh tun, so wenig wie sie uns durch Parteinahme für Frankreich. Denn, was man auch draußen darüber denken mag: der Schweizer fremder Zunge ist dem Schweizer lieber als der Ausländer gleicher Zunge. Das beruht nicht auf kühlem Denken, sondern auf sicherem feilischen Empfinden.“

Diese Stimmung des Schweizer Volks haben wir uns vielleicht nicht genügend klar gemacht. Und doch ist sie das einzig Mögliche für einen Staat, der ernstlich zusammenhalten will. Der Staatsgedanke muß das zusammenhaltende Moment sein. Wenn der Kulturgedanke in Konflikt mit dem Staatsgedanken tritt, muß er so gewandelt werden, daß dieser Konflikt überwunden wird. So ist auch aus dem Schweizer Staatsgedanken heraus der Kulturgedanke formuliert worden. Die Schweiz hat die Aufgabe, das germanische und das romanische Wesen zu versöhnen, die beiden sich gegenseitig bekämpfenden Kulturen, die doch auf Ergänzung angewiesen sind, auszugleichen. *) In der Tat kann man sagen, daß auf diese Weise aus der Not eine Tugend gemacht ist. Der Staatsgedanke muß mit dem Kulturgedanken innerlich ausgeglichen werden. Die Kulturaufgabe der Schweiz läßt sich schwerlich anders formulieren. Deutsche Gründlichkeit und Gedankenschwere soll mit französischer Eleganz und Form-

*) Eduard Blocher: Die Schweiz als Versöhnerin und Vermittlerin zwischen Frankreich und Deutschland, Zürich 1915.

vollendung verbunden werden. Doch mag man nicht übersehen, daß die auf Calvins Reformation sich stützenden Kantone Genf, Waadt, Wallis, Neuenburg einen recht anderen Charakter zeigen als das durch Austreibung der Hugenotten ärmer gewordene Frankreich. Es wird sich fragen, ob die Kulturgemeinschaft zwischen germanischem und romanischem Wesen in der Schweiz eine Weltbedeutung gewinnen kann. Jeder Staat, der innerhalb der Völkergemeinschaft Existenzberechtigung haben will, muß sich irgend eine Weltbedeutung zuschreiben. Aus diesem Gefühl heraus hat die Schweiz den Gedanken der Versöhnung der Kulturen, des friedlichen Ausgleichs der streitenden Parteien, schließlich das Ideal des Weltfriedens auf ihre Fahnen geschrieben, ja eigentlich schreiben müssen, um ihre Bedeutung als notwendiges Glied der Völkergemeinschaft zu beweisen.

Wenn nach dem Weltkriege die einzelnen Staaten und Kulturkreise sich mehr gegeneinander abschließen, an ihren Grenzen bleibende Schützengräben aufwerfen und auch geistig lieber Schützengräben aufwerfen als Brücken bauen, so wird die Schweiz diese Bestrebungen nicht mitmachen. Sie wird ihre Hotels jedem öffnen, internationale Kongresse werden vielleicht eher in ihr als anderswo möglich sein. Aber man wird ihren Einfluß nicht überschätzen dürfen. Sie vermag die Kulturen nicht zu versöhnen. Nur wenn direkte Fäden hinüber und herüber gesponnen werden, wird etwa auf Schweizer Boden ein bequemer Treffpunkt sein, wie denn der Weltfriede möglicherweise in Bern geschlossen werden könnte.

Gibt es überhaupt eine einheitliche schweizerische Kultur? Kann man die Schweizer eine „Nation“ nennen? Diese Fragen sind in den letzten Jahren besonders viel in der Schweiz erwogen worden, am häufigsten in der Schweizer Zeitschrift „Wissen und Leben“, Zürich, Verlag von Rascher. Man wird antworten müssen, daß „Ansätze zu einer gemein-schweizerischen Kultur“ vorhanden sind.*) Aber eine geschlossene Einheitskultur ist in einem drei- oder viersprachigen Lande nicht möglich. Die Geschichte hat die 22 Kantone zusammengeführt. Sie halten trotz der Verschiedenheit der Sprachen und der Konfessionen zusammen. Aber das Zusammenhaltende ist der politische Wille. Erst aus ihm ergibt sich die Kulturaufgabe, die vorhandenen sprachlichen und nationalen Verschiedenheiten zur gegenseitigen Bereicherung zu gebrauchen, sie nicht zu Gegensätzen auswachsen zu lassen. Aber gerade die besten Deutschschweizer betonen heute so energisch wie je, daß ihre eigne Kultur ohne Verbindung mit den Nachbarländern verdorren müßte. Sie weisen mit Stolz darauf hin, daß sie gute, echte Germanen seien, ja daß ihre demokratischen Einrichtungen durchaus auf echtgermanischem Boden gewachsen seien. Es sind auch vorwiegend Deutschschweizer, welche uns versichern, eine wie große Bereicherung ihres Wesens sie durch Verarbeitung deutscher und französischer Kultureinflüsse erfahren haben. So erzählt z. B. der Basler Literaturhistoriker Professor Albert

*) Roman Boos, Der europäische Krieg und unser schweizer Krieg S. 40.

Gefler, unter der Überschrift „Zwischen zwei Kulturen“ (in dem Sammelband „Wir Schweizer, unsere Neutralität und der Krieg“ Seite 78 bis 88), wie viel er der deutschen und der französischen Literatur verdanke. Diese Deutschschweizer beweisen damit die stärkere Fähigkeit des deutschen Geistes, fremden Kulturen gerecht zu werden. Etwas äußerlich faßt Konrad Falke (Der schweizerische Kulturwille, Zürich 1914) die schweizerische Kultur auf, wenn er als ihr erstes Erfordernis den Unterricht in den drei Landessprachen für alle Schweizer Gymnasien verlangt. Als wesentliches Hilfsmittel für die Schaffung einer Schweizer Kultureinheit sieht er „ein für alle Gymnasien gleichlautendes Lesebuch“ an, „das aus den drei Literaturen in den drei Sprachen Originalproben enthält.“ (Seite 23). Er will sogar den Unterricht in den klassischen Sprachen dieser Forderung zu Liebe einschränken. Falkes Vorschläge haben auch in der Schweiz Ablehnung erfahren.*) Als der nationale Wille der Schweiz kann vielmehr gelten: 1. politisch zusammenzuhalten. 2. die demokratischen Einrichtungen des Landes zum Gedeihen des Vaterlandes zu pflegen. 3. die kulturellen Gegensätze nicht gegen einander auszuspielen, sondern zur Bereicherung des eigenen Wesens zu benutzen. 4. wenn möglich, darüber hinaus zur Versöhnung der Völker, vielleicht gar zum Weltfrieden etwas beitragen zu können.

Eine starke Krise bekam die nationale Einheit im Anfang des Weltkrieges. Deri hatte die Deutsch-Schweizer richtig beurteilt. Bei ihnen stand das Staatsgefühl voran. Aber über die Welsch-Schweizer hatte er sich getäuscht. Fast ausnahmslos haben sie für Frankreich Partei ergriffen, ohne zu fragen, ob dies den Deutsch-Schweizern gefallen werde. Die französischen Lügen über deutsche Greuel sind dort in weitem Umfange geglaubt worden. Professor Rappard in Genf erklärt selbst, es gelte den meisten Welsch-Schweizern als eine ausgemachte Sache, „daß die Zentralmächte und in erster Linie Deutschland für diesen Krieg und für die ihn bezeichnende besondere Härte und grausame Kriegführung verantwortlich sind.“ („Zur nationalen Verständigung und Einigkeit“, Zürich, 1915 Seite 29). Woher diese erstaunliche Leichtgläubigkeit und Urteilslosigkeit? Sie ging soweit, daß die eidgenössische Postverwaltung die Versendung von Drucksachen über deutsche Greuel von Lausanne aus untersagen mußte. Der erste Grund ist die südländische Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit im Urteilen und Verurteilen. Das heißere Blut verhindert ein ruhiges Nachprüfen, eine objektive Kritik. Der Deutsch-Schweizer ist viel nüchterner; der deutsche Geist der Kritik und Selbstkritik eignet ihm viel mehr. Als zweiter Grund kommt hinzu: die welsche Schweiz ist weit mehr in ihrer Literatur von Frankreich abhängig als die deutsche Schweiz von Deutschland. Denn trotz alles starken Kultureinflusses werden doch die Anregungen von Deutschland in der deutschen Schweiz selbständiger verarbeitet. Der deutsche Indivi-

*) B. W. von Roman Boos a. D. S. 55.

dualismus hat in der deutschen Schweiz ein eigenartiges, selbständiges Kulturzentrum geschaffen. Wenn auch Gottfried Keller nichts davon wissen wollte, daß es eine schweizerische Nationalliteratur gebe, so kann man doch mit demselben Recht wie von einer schwäbischen Dichtung und einer Münchener Kunst von Schweizer Literatur und Kunst reden. Der welsche Schweizer liest viel weniger die Literatur, die aus der deutschen Schweiz zu ihm kommt, als der deutsche Schweizer die Erzeugnisse der welschen Schweiz. Der Zusammenhalt der Schweiz beruht doch mehr auf den deutschsprechenden Kantonen. Ein dritter Grund wird von Rappard (a. a. D. Seite 33) so formuliert: Dem Franzosen wie dem französischen Schweizer eignet ein Hang zur logischen Klarheit. „Sein lateinisches Bedürfnis nach Klarheit und seine geistige Ungebuld verführen ihn leicht im Erfassen komplizierter menschlicher Verhältnisse zu fraglichen, oft ganz schablonenhaft verzerrenden Vereinfachungen.“ Das in Frankreich fabrizierte Schreckbild deutscher Barbarei hat vielen eingeleuchtet. So herrscht bei vielen Welsch-Schweizern blinder Deutschenhaß. Die Gefahr, daß die geistige Gemeinschaft der Schweiz völlig in die Brüche ginge, war eine Zeit lang geradezu bedrohlich. Das Buch „Wir Schweizer, unsere Neutralität und der Krieg. Eine nationale Rundgebung“, Zürich 1915, hat wesentlich zur Einigung beigetragen. 36 Verfasser haben sich der Hauptsache nach übereinstimmend zur Frage der Neutralität ausgesprochen, 5 davon in französischer Sprache. Die gemeinsame Überzeugung besteht darin: Neutralität verpflichtet die Schweizer nicht dazu, überhaupt keine Meinung zu haben, sondern sie mit Taktgefühl und Gerechtigkeitsfönn zu äußern, nicht den blinden Haß der Parteien mitzumachen, sondern das Gute bei allen Nationen anzuerkennen und die Verständigung unter den streitenden Parteien zu fördern. Auch der Vortrag von Karl Spitteler „Unser Schweizer Standpunkt“, Zürich 1915, war zu dem Zweck gehalten, die drohende Kluft zwischen Deutsch-Schweizern und Welsch-Schweizern zu überbrücken. Der Vortrag war nicht an die Adresse der Deutschen gerichtet, sondern an die der Schweizer. In der Schweiz hat der Vortrag tatsächlich zur Einigung beigetragen, und wurde von manchen geradezu als das lösende Wort betrachtet. Er enthält die Mahnung, der Schweizer müsse zunächst den Schweizer verstehen. Erst in zweiter Linie komme die Verständigung mit den andern Nationen. Das beste an dem Vortrag ist der Schluß (Seite 22 bis 23). „Die patriotischen Phantastien von einer vorbildlichen (oder schiedsrichterlichen) Mission der Schweiz, bitte möglichst leise! Ehe wir andern Völkern zum Vorbild dienen könnten, müßten wir erst unsere eigenen Aufgaben mustergültig lösen. Mir scheint aber, das jüngste Einigungsexamen haben wir nicht gerade sehr glänzend bestanden.“*) Dann vergleicht

*) Ebenso versichert Professor Eberhard Vischer aus Basel (Wir Schweizer, unsere Neutralität und der Krieg Seite 211): „Wir geben uns nicht der törichten Einbildung hin, daß wir Schweizer vermöge unserer einzigartigen Lage befähigt seien, ein objektives Urteil

Spitteler den europäischen Krieg mit einer Tragödie und einem Leichenzuge. „Wenn ein Leichenzug vorübergeht, was tun Sie da? Sie nehmen den Hut ab. Als Zuschauer im Theater vor einem Trauerspiel, was fühlen Sie da? Erschütterung und Andacht. Und wie verhalten sie sich dabei? Still, in ergriffenen, demütigen, ernstem Schweigen.“

So sei es auch jetzt. „Wohlan, füllen wir angefüllt dieser Unsumme von internationalem Leid unsere Herzen mit schweigender Ergriffenheit und unsere Seelen mit Andacht, und vor allem nehmen wir den Hut ab! Dann stehen wir auf dem richtigen neutralen, dem Schweizer Standpunkt“.

Ja, wenn nur der ganze Vortrag ein wenig von dieser Andacht und schweigenden Ergriffenheit gehabt hätte! Statt dessen ist er in einem burschikosen, teils witzigen, teils höhnisch-spottenden Ton gehalten. Man kann es keinem Deutschen verargen, wenn er sich mit tiefer Betrübniß fragt: Ist denn hier die Kulturgemeinschaft, die Spitteler bisher mit dem Deutschtum verbunden hat, so völlig verschwunden? Ich will hier nicht noch einmal auf die beleidigenden Äußerungen Spittelers eingehen, da sie längst zurückgewiesen sind. Spittelers Vortrag zeugt nicht von einem politischen Verständnis für internationale Verwicklungen. Er äußert sich möglichst unpolitisch, derb. „In der Tat läßt sich die ganze Weisheit der Weltgeschichte in einen einzigen Satz zusammenfassen: Jeder Staat raubt, so viel er kann. Punktum. Mit Verdauungspausen und Ohnmachtsanfällen, welche man ‚Frieden‘ nennt . . . Und zwar je genialer ein Staatsmann, desto ruchloser. Bitte diesen Satz nicht umkehren!“ Kann man verständnisloser von der Kulturaufgabe des Staates und von den tragischen Konflikten zwischen den einzelnen Staaten reden? Es scheint, daß Spitteler die Schweiz für den einzigen Staat hält, der sich von der unmoralischen Politik frei hält. „Wir treiben ja keine hohe, auswärtige Politik“ mit Bündnissen. Ich würde diese Sätze des ganz unpolitisch denkenden Spitteler nicht anführen, wenn sie nicht zeigten, wie schwer es in der Schweiz vielen ist, ein Verständnis für die Aufgaben eines Großstaates wie Deutschland zu gewinnen, der allein schon durch seine Existenz im Zentrum Europas und seine ungeschützten Grenzen zur militärischen Machtentfaltung gezwungen ist, um sich zu verteidigen. Wir haben es erlebt, daß ohne jeden deutschen Übergriff unsere steigende Industrie, unser zunehmender Handel, unsere Schifffahrt nach fremden Weltteilen die Gellüste Englands erweckten, den unbequemen Konkurrenten loszuwerden. Die Sorge eines Staates, wie seine wachsende Einwohnerzahl Brot finde, die kulturelle Friedenstagigkeit, wird von Spitteler als nicht vorhanden betrachtet.

über den Krieg abzugeben und die Schuld der einzelnen Völker gerecht abzuwägen.“ Dieselbe Mahnung spricht die verständige Schrift von Roman Boos aus (Der europäische Krieg und unser schweizer Krieg, Zürich 1915 Seite 24): In der Tat ist es eine große Versuchung für ein neutrales Land, daß es seine passive Rolle zu einer Art Weltrichteramt benutz. Boos führt Anzeichen eines solchen hochmütigen Nichtens an.

Als ob nicht für die Schweiz aus Spitteler's Sätzen folgen würde: Wenn du nur könntest, müßtest du ebenso viel wie die andern rauben! Weil du es aber nicht kannst, mußt du aus lauter Egoismus die internationale Friedensfahne herausstecken.

Tatsächlich hat Spitteler es mit verschuldet, wenn der Schein erweckt ist, als dürften die Welsch-Schweizer ihr heißes Blut, das ihnen immer als genügende Entschuldigung zugute gehalten wird, zugunsten der Franzosen zum Sieben bringen, der Deutsch-Schweizer müßte dagegen, um nur ja die Staatseinheit nicht zu stören, alle Rassen-, Kultur- und Sprachgemeinschaft mit Deutschland verleugnen. Nach Spitteler liegt in der Sprachgemeinschaft nichts anderes als ein Stück „Philologie“. Und die könne doch nicht entscheidend sein. Derartige Entgleisungen Spitteler's haben nun glücklicherweise nicht bloß in Deutschland, sondern auch in der Schweiz zu einer energischen Zurechtweisung geführt. Einer der bedeutendsten Professoren der Universität Basel, ihr gegenwärtiger Rektor, Paul Wernle, hat in seinen „Gedanken eines Deutsch-Schweizers“, Zürich, 1915, das beste Verständnis für deutsches Wesen und deutsche Geistesart bekundet. Er ist mannhaft gegen Spitteler aufgetreten. „Es steht nächstens so, daß vom angeblich einzig korrekten schweizerischen Patriotismus aus uns Deutsch-Schweizern der Gegensatz gegen Deutschland zur Pflicht gemacht werden soll. Indessen wird es uns immer freistehen, unsere Sympathien dem Land zuzuwenden, zu dem uns das Gefühl tiefer geistiger Verwandtschaft zieht, ohne daß wir deshalb um unsern Patriotismus besorgt zu sein brauchen“. „Das eine wollen wir uns ausbeeten haben: man verschone uns mit Weisungen und Richtlinien, nach welcher Seite unser Herz sich wenden soll. Man gebe uns keine Lektionen über echten schweizerischen Patriotismus und beherzige lieber die Tatsache, daß unsre größten Schweizerdichter der neueren Zeit (E. F. Meyer und G. Keller) in einer Schicksalsstunde Deutschlands völlig deutsch empfunden haben“. Wernle ist ein aufrechter, gerader Mann, der den Mut hat, auch gegen den Strom zu schwimmen und offen, ja rücksichtslos für das eintritt, was er für Recht erkennt. Seine Schrift hat ihm zahlreiche Zustimmungsaussagen aus der Schweiz eingetragen, das beweist also, daß es falsch ist, wenn man glaubt, Deutschland habe keine Sympathieen in der Schweiz. Ein Redakteur der deutsch-freundlichsten Zeitung der Schweiz, des „Basler Anzeiger“, berichtete im vergangenen Herbst auf Grund seiner Reiseerlebnisse in Deutschland, die Stimmung gegenüber der Schweiz sei dort so abgekühlt, daß man die Schweiz beinahe für deutschfeindlich halte. Derartige Wirkungen eines steten Abrückens von Deutschland wegen des schweizerischen einheitlichen Kulturwillens sind begreiflich. Trotzdem sind sie falsch. Wir wollen nicht verlangen, daß unsere nationale Empfindung in der gleichen Tonart oder gar in derselben Stärke uns aus der Schweiz entgegenklinge. Wir haben im Anfang des Krieges in großer Gutmütigkeit geglaubt, die Töne nationaler Begeisterung, der Entrüstung über unsere Gegner, unsere Sieges-

zuversicht müßten, den Neutralen übermittelt, dort dieselben Empfindungen wecken. Wir sind kein Volk von Diplomaten. In geschickter Bearbeitung der Neutralen waren unsre Gegner uns überlegen. Erst die deutschen Laten haben eine klarere Sprache geredet als die geschickten Ränke unsrer Feinde. Auf die vielen, von den Pressebüros in die Schweiz gesandten deutschen Propagandaschriften antwortet Spitteler (Seite 15): „Haben denn die Herren die Fühlhörner verloren, daß sie nicht mehr spüren, wie man zu andern Völkern spricht und nicht spricht“. Wir haben geglaubt, die offene gerade Aussprache unserer Meinung in derselben Art, wie sie in der Heimat am Platze ist, wirke am besten auch draußen. Die deutsche Geradheit hat es nicht verstanden, die Wirkung ihrer Worte auf Andersdenkende zu berechnen. Daß der Deutsche im Auslande sich leichter mißlieblich macht als andere, liegt ebenfalls darin begründet, daß er sich draußen ebenso gibt wie daheim, ohne viel Berechnung, mit derselben Geradheit, zuweilen mit ein wenig Rücksichtslosigkeit, die als offene Äußerung seines Wesens verstanden werden soll, meist aber viel ärger gedeutet wird, als sie gemeint ist. Die englische Zurückhaltung und die französische Höflichkeit, die immer freundliche Worte hat, auch wo das Herz ganz anders denkt, gefällt im Auslande besser.

Wernle hat ein tiefes Verständnis für die Schicksalsstunde Deutschlands, das gegen eine Übermacht von Feinden seine Kultur verteidigen muß. Er entrollt als Historiker ein feines Bild davon, in welcher Weise die deutschen Einflüsse seit Luther in der deutschen Schweiz verarbeitet wurden. Er hält seinen Freunden in der welschen Schweiz vor, wie ungerecht es ist, die deutsche Geisteskultur zu loben und auf den bösen „Militarismus“ zu schelten. Er hält ihnen vor, wie die elementarste politische Einsicht jedem sagen muß, daß ein Volk in der Mitte Europas mit starker Faust seine nationale Existenz schützen muß. Alle Anklagen gegen den deutschen Militarismus besagen nach Wernle nur: „Ihr Deutsche seid uns recht und lieb, wenn ihr eure Wissenschaft pflegt und eure Kunst und stille, fleißige harmlose Nachbarn von uns bleibt und dabei zuschaut, wie die anderen Völker die Welt unter sich aufteilen, und ohnmächtig jeden Schimpf euch gefallen laßt, den die Nachbarn von rechts und von links und übers Meer euch antun“. Es herrscht tatsächlich viel unpolitische Naivität in einem Lande, das keine auswärtige Politik treiben kann und darf. Besser als Wernle können auch wir nicht die Verbindung einer geistigen Kultur mit einer zur Abwehr bereiten Rüstung verteidigen. Wernle glaubt, daß es den Welschschweizern „in Beurteilung dieser Fragen einstweilen an jeder Billigkeit fehlt, daß noch keiner von ihnen auch nur versucht hat, Deutschlands Politik zu verstehen“. (Seite 20).

Freilich ein Punkt bleibt auch für Wernle übrig, an dem seine Kritik beginnt. Es ist der Punkt, an dem die schweizerische Polemik von Anfang an eingesezt hat: die Verletzung der belgischen Neutralität. Nur ist Wernles Kritik verständiger und billiger. Wir Deutsche können es begreifen, daß die harte

Notwendigkeit, durch Belgien durchzumarschieren, in der Schweiz zuerst die Empfindung auslöste: Wenn der Satz „Not kennt kein Gebot“ seine Anwendung auf die Schweiz verlangen würde, hätte die Schweiz dasselbe Schicksal erfahren wie Belgien. So gibt Wernle dem Empfinden seines Vaterlandes Ausdruck: „Wir denken in der deutschen Schweiz nicht daran, die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland zu rechtfertigen, wir haben dazu gar keinen Grund“. Sämtliche Versuche, die wir gemacht haben, unser Vorgehen zu rechtfertigen, sind in der Schweiz wohlbekannt. Sie haben nicht vermocht, in einem Lande Eindruck zu machen, dessen äußere Politik, ja nationale Existenz auf das Neutralitätsprinzip gegründet ist. Ja, eine Zeitlang waren die Augen mancher Schweizer so ausschließlich auf Belgien gerichtet, daß es scheinen konnte, als drehe sich der ganze Weltkrieg um die belgische Neutralität. Bei Wernle finden wir wenigstens einen Versuch, die Verletzung der Neutralität „einigermaßen nach dem Grundsatz der Billigkeit zu verstehen“ (Seite 23). Er findet es zwar sehr ideal, wenn man sagt: „Lieber ehrenvoll untergehen, als Bruch eines geschriebenen Vertrages“. Aber ob das mehr als Worte sind, ob irgend ein Staat anders gehandelt hätte, ob Frankreich oder England es anders gemacht hätten, bezweifelt er mit Recht. Inzwischen ist nun Griechenlands Neutralität ohne Not von England und Frankreich verletzt. Diese Tatsachen haben auch in der Schweiz ihren Eindruck nicht verfehlt. (Schluß folgt.)



Friedensziele der Elektrotechnik

Don Oberingenieur Kajos Steiner, Siemensstadt



ie Erörterung dieser Frage wird wohl manchem als verfrüht, den Ereignissen weit vorausseilend, erscheinen. Sie werden sich an der Bezeichnung Friedensziele stoßen und werden sie inmitten des Weltkrieges als wenig zeitgemäß empfinden. Wenn auch die Erwähnung des Friedens im allgemeinen von unseren redegewandten Feinden als Schwäche gedeutet werden könnte, welcher Auslegung zum Glück die Tatsachen widersprechen, so darf man im besonderen auf dem Gebiete der Industrie getrost von Friedenszielen sprechen, ja man muß sogar darüber reden.

In der Nummer 47 d. J. 1915 der „Grenzboten“ habe ich die Aufgaben gestreift, die der elektrischen Industrie durch den Krieg erwachsen sind, und auf die mannigfachen Schwierigkeiten hingewiesen, die sie wegen der leidigen Rohstofffrage zu